

(Nachdruck verboten.)

Es lebe die Kunst!

21] Roman von E. Viebig.

„Was sagen Sie nun?“ triumphtierte Goedeke.

„Ein persönlicher Freund! Männer sind feile Schmeichler!“
Mia Widmann war sehr empört, sie tuschelte der Starzhynska in die Ohren.

„Ein Ignorant!“ sagte Eisenlohr mit solchem Nachdruck, daß Goedeke zusammenfuhr. „Menschen, die nichts verstehen, sollten keine Recensionen schreiben. Ich habe das Buch gelesen. Wir haben wohl alle das Buch gelesen?“

„Ja, ja, gewiß, natürlich!“ rief man durcheinander.

„Wir dürfen uns doch wohl ein Urteil zutrauen. Wohl verstanden: ich spreche als Kollege der jungen Autorin, als ein Freund. Ich halte nicht viel von diesen hier so maßlos überschätzten „Einfachen Geschichten.““

Um Frau von Lindenhayns Rundwinkel zuckte es eigentümlich. Ein zartes Rot kam unter der marmorblaffen Vornehmheit ihres Gesichtes zum Vorschein. „Gott schütze mich vor meinen Freunden!“ sagte sie.

„Da haben Sie Recht!“ Eisenlohr griff das auf. „Ein schlechter Dienst, den dieser Kritiker und Freund dem Fräulein geleistet hat. Statt das Fünftchen Talent anzufachen durch gerechten Tadel, hat er es ausgepustet durch ungerichtetes Lob. Es wird sich nie zur Flamme entfachen. Jeder ehrliche Mensch muß sich von solch einer Lobhudelei mit Widerwillen abwenden.“

„Ich habe nie von so etwas gewußt,“ flüsterte Mlinde träumerisch. „Das ist ja scheußlich, solche Schmeichler!“

„Sie wird bald andere Sterne verdunkeln, die bis jetzt als solche galten“ — die Ader auf des Dichters Stirn schwell. „In dieser traurigen Sudelei steckt ja ein verborgener Angriff auf uns alle. Dagegen werde ich auftreten! Wer hat die Kritik geschrieben?“

„Kein Name darunter.“

„Aha!“ Eisenlohr strich sich um Mund und Kinn. „Da haben wir's — intime Beziehungen! Sieh, sieh, dieses kleine Mädchen! Nun, ich muß sagen, mein Geschmack wäre sie nicht!“

„Das sagen Sie?“ Wlodzimira Starzhynska wurde rot, man sah es selbst unter dem Puder, wie ihr eine jähe Eifersuchtswelle zu Kopf schäumte. „Sie sagen das?! Und Sie haben doch selbst die Kreinharrz nach Hause gebracht, von dem Sommerfest bei Kroll!“

„Wer? Ich?!“ Eisenlohr schüttelte verneinend den Kopf.

„Ah, ich erinnere mich sehr wohl — in einer Droschke! Es regnet!“

„Wir ist so dunkel — von Kroll? Wie war's doch gleich, mein lieber Goedeke, waren Sie nicht auch dabei?“

„Selbstverständlich!“ Goedeke glänzte über das ganze Gesicht.

„Im, ja, jetzt erinnere ich mich. Wir konnten die Dame bei dem Gewitter nicht auf der Straße stehen lassen. Ich nahm mir bei der nächsten Haltestelle eine zweite Droschke und überließ ihr die erste.“

„Oh, wie galant! Wie ritterlich!“ Die Starzhynska blühte ihn mit ihren Kohlenaugen an und lächelte schnell veröhnt. „Hätte ich Sie früherr gefamnt, teuerrerr Meisterr, mein Irrauerispiel wäre ein Schauspiel geworden. Meine Geldbir“ — sie machte eine kleine Pause und feuerte einen Blick auf ihn ab — „hätte sich nicht erschossen — sie hätte Sie geliebt!“

Eisenlohr strich sich um Mund und Kinn; die andern lachten.

„Wlodzka, Du bist doch ein Original!“ Frau Widmann umarmte sie.

„Oh Mia“ — Wlodzimira erwiderte stürmisch die Umarmung — „ich liebe ihn!“

War das Ernst, war das Scherz? Wlodzimiras Blicke wurden immer deutlicher. Der Dichter empfahl sich. Er hatte für heute eine Einladung zu einem Diner um acht bei Mannhardts und mußte noch Toilette machen.

Als Goedeke gegen sieben nach Hause ging, nahm er

seinen Weg über die Alsenstraße. Ob schon alles erleuchtet war? Wer mochte bei Mannhardts sein? Zingen die schon so früh in der Saison an? Er ging langsam vorüber.

Da fuhr ein Wagen vor. Goedeke blieb stehen. Mannhardt sprang heraus.

„Servus, servus!“

Mannhardt stutzte. „Ah, lieber Goedeke! 'n Abend, bin etwas eilig!“ Er drückte ihm flüchtig die Hand und wollte ins Haus.

„Sie haben wohl noch was besorgt, eh?“ Goedeke hielt ihn am Rockknopf fest. „Eisenlohr erzählte es mir eben, er ist heut abend zum Diner bei Ihnen invitirt.“

„Zawohl — eine Gesellschaft, eine ganz kleine — nur ein paar, die wir notwendig einladen mußten! Eine Verpflichtung!“ Mannhardt war entschieden peinlich berührt. „Wir hätten Sie so gern dazu gebeten, lieber Goedeke, wir konnten nur leider nicht — es hat uns sehr leid gethan — wir sind sonst dreizehn!“

„Ich bin über Aberjlauben erhaben, das wissen Sie doch! Aber, apropos, Sie haben doch nicht etwa die Reinharz dazu invitirt?“ Er drückte die Augen heraus und sah den andern unter hochgezogenen Brauen von unten bis oben an.

„Warum?“ Mannhardt stutzte.

„Nanu? Sie wissen doch!“ Er kniff ein Auge zu.

„Nein!“ Mannhardt sah ihn verwundert an. „Warum sollten wir Fräulein Reinharz nicht einladen? Sie ist die Freundin meiner Frau und nebenbei — man spricht von ihr. Sie ist der spezielle Schützling meiner Frau —“

„Tata!“ — Goedeke lächelte überlegen — „da werden Sie Eisenlohr keinen besonderen Gefallen thun. Er ist sehr eigriert. Es ist ja 'ne Taktlosigkeit, 'ne ganz unerhörte Taktlosigkeit! Eisenlohr hat sich eben bitter bei mir beklagt!“

„Neber was denn? Ich bitte Sie!“ Mannhardt wurde unruhig.

„Na, schreibt da irgend einer 'ne Kritik über die Reinharz, streicht sie raus auf Kosten von Eisenlohr: er wäre überwundener Standpunkt, sein Stern ging unter, etcetera, sie würde ihn bald verdunkeln und so'n Quatsch mehr. Zmaginieren Sie sich!“

„Wo, wo stand das, ich bitte Sie?!“

„Ich habe es nicht gelesen — pst!“ Goedeke sprach hinter der vorgehaltenen Hand. „Es bleibt auch ganz entre nanu. Er hat mir's anvertraut. Wenn Sie darüber sprechen, würde ich mich jenötigt sehen, Sie öffentlich zu desabouieren. Also, Silentium, lieber Freund!“ Er legte ihm die ganze Hand auf den Mund.

„Selbstverständlich — aber ich bitte Sie —“ Mannhardt war entsetzt. „Das ist mir ja sehr unangenehm. Was wird meine Frau sagen?! Sie hatte sich's so reizend ausgedacht — eine kleine Gesellschaft heute zu Ehren der jungen Schriftstellerin. Das Buch hat doch Aufsehen gemacht, meine Frau hat so viel dafür gethan — wenn ich bedenke, sie hat alle Leute aufmerksam gemacht! Meine Frau hat die Tafeldekoration selbst arrangiert — Rosen und Lorbeer. Was wird sie sagen?! Nur hervorragende Leute sind da. Nein, wie unangenehm, wie unangenehm!“ Er schob den Cylinder auf die Seite; er trug immer einen Cylinder.

Ja, das ist fatal, sehr fatal! Goedeke wiegte nachdenklich den dicken Kopf. „Hätten Sie mir man vorher ein Wort davon gejagt. Eisenlohr wird schöne Augen machen. Der ist im stande, steht auf und geht weg. Sie wissen doch — Künstler — unberechenbar!“

„Er wird doch nicht!“

„Ja!“ — Goedeke duckte den Kopf zwischen die Schultern, wie sich eine Schildkröte in ihr Gehäuse vertriecht, — „so'ne Sachen arrivieren im menschlichen Leben. Ich bin froh, daß ich nicht dabei bin! Servus!“ Er schüttelte dem andern die Hand. „Empfehle mich — viel Vergnügen!“

Er sah Mannhardt nach, wie der in seinem Haus verschwand, dann warf er einen Blick auf die Uhr: halb acht! Vor neun pflegte er sein Abendbrot nicht einzunehmen, da konnte er noch ein bißchen in den Klub gehen. Wen würde er da alles treffen? Er überlegte — immerhin genug Beutel Dann rief er eine vorbeizogelnde Droschke an und schwang sich hinein:

„Autscher, man los!“

IX.

Elisabeth Neuharz saß in ihrer kleinen Stube. Draußen blies der Winterwind und drückte gegen die Scheiben. Hier oben spürte man ihn mehr als anderswo; er stieß mit Ungestim gegen den hohen Seitenflügel des Hauses.

Sie hörte ihn nicht. Die Ellbogen hatte sie auf den Tisch gestützt und die weichen Wangen in die Hand geschmiegt; die Lampe warf einen hübschen Schimmer auf ihren Kopf, all die kleinen, seidenweichen Härchen an den Schläfen waren vergolbet.

Sie glühte. Ihre Wangen waren rund und rot wie Kinderwangen, ihre Gestalt von elastischer Fülle. Nichts war mehr da von der herblichen Blässe und dem leisen, sehnuchtsvollen Anhauch. „Sie blühen wie eine Rose!“ hatte Maunhardt gesagt. Er hatte recht; wohler, hübscher hatte Elisabeth nie ausgesehen. Ihre Augen lachten. Ein Zauber ging von ihr aus, der jeden froh machte, der in ihre Nähe kam. Selbst Kistenschneidern konnten sich dem nicht entziehen, sie hatten ihre Empfindlichkeit vergeffen und somten sich im Glanze ihres Schütlings.

Alles Unangenehme, jeden trüben Gedanken, jeden Zweifel hatte ein Zauberstrom mit fortgespült, der Zauberstrom des Glücks. Wer darin badet, wird jünger, wird schöner, wird liebenswürdiger. „Glücklich, glücklich!“ jammte Elisabeth leise; sie öffnete kaum die Lippen, aber man hätte das Wort von ihnen ablesen können. So rot, so frisch waren diese Lippen, immer die Mundwinkel lächelnd leicht gehoben. Sie hätte die ganze Welt umarmen mögen. Ihrer alten Mitle fiel sie zwei, drei Mal am Tag um den Hals, so stürmisch, wie nur je in der Kinderzeit; sie mußte etwas haben, um es an ihr starkklopfendes Herz zu drücken. (Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

In dieser Woche ist ein Streit ausgebrochen, der durch den riesigen Umfang und die Schädigung des nationalen Kapitals nicht seinesgleichen hat. Fast zu gleicher Zeit wurde überall die Arbeit eingestellt, ohne Rücksicht darauf, daß, wie die Lehrer der Volkswirtschaft übereinstimmend versichern, gerade durch solche Arbeitseinstellungen die Gesellschaft an jenen Rand des Abgrunds gebracht wird, an dem sie sich ohnehin täglich zweimal, bei der Ausgabe der Morgen- und Abendblätter, befindet.

Die Niederlegung der Arbeit vollzog sich unter allerlei groben Ausschreitungen. In einzelnen Gegenden der Stadt richteten die Arbeiter förmliche Paraden aus ihren Habseligkeiten auf. Die Zusammenrottungen erinnerten an die schlimmsten Paraden und festsüchtigen Einzugsfeierlichkeiten. Dafür wurde aber auch jede Terrorisierung von Arbeitswilligen peinlich vermieden. Die Streikenden flohen geradezu mit der Hast unüberwindlichen Abscheues die Arbeitswilligen, und diese selbst kannten kein dringenderes Verlangen, als dem Beispiel der Streikbrüder zu folgen. Die von dem Faulfieber Ergriffenen tugen kein Bedenken, Weib und Kinder obdachlos zu machen, die, vom häuslichen Herd vertrieben, ins Ungewisse und Unbekannte hinaus mußten. Die Schnapsflasche in der Rocktasche, lachten sie der Sorgen und verprahlten die Arbeitergroßken. Und merkwürdig, gerade die Frauen traten vielfach als die wildesten Geher und Agitatoren auf.

Jeder Versuch, die Wiederaufnahme der Arbeit zu veranlassen, wäre mit solchem Hohn zurückgewiesen worden, daß er gar nicht erst gewagt wurde. Frech trieben sich die Ansehändigen allenthalben mither und ließen es sich wohl sein, augenscheinlich verfügten sie über eine unerhörliche Streikliste, die natürlich aus den Entbehrungen der verblendeten Massen gefüllt war. Da der Streit eine Branche betraf, auf der die ganze Existenz des Staates beruht, da ein Produkt nicht mehr gefördert wurde, das unentbehrlicher als Kohle und Eisen, so war es zweifellos eine gemeine Gefahr für Reich und Eigentum, ja für den Bestand der gesamten Kultur. Gleichwohl erkreuten sich die Streikenden, die wahrhaftig über nieürige Löhne, lange Arbeitszeit und ungesunde Thätigkeit nicht zu klagen hatten, der größten Sympathien in den Kreisen der Besitzenden. Sie wurden von ihnen nicht nur zum Ausharren ermuntert, sondern man übte sogar einen starken moralischen Druck, daß sie in den Streit träten.

Das allerseitsfame aber ist, daß die von den wissenschaftlichen Kartellgebern der Nationalökonomie vorausgesagten furchtbaren Folgen nicht eingetreten sind. Der Streit hat so geringfügige Wirkungen geübt, daß die breite Oeffentlichkeit ihn kaum gemerkt hat. Die Gesellschaft befindet sich am Rande des Abgrundes ficherer als in der geschäftigsten Lage. Die Mäder kreisen wie bisher, die Federn schwirren übers Papier, das Geld rollt, der Dampf pfaucht und die Hammer bröhnen. Anablässig vom Morgen bis zur Nacht fährt der elektrische Wagenführer vom Alexander zum Rollendorff-Platz, die Laternen brennen wie sonst, auf den Straßen schießt sich die geschäftige Menge in den großen Arbeitspausen, der Kampf zwischen Veräußern und Käufern tobt wie vordem und die Valgereien der Politik nehmen ihren ungehörten Fortgang. Der Lebensnerv der Gesellschaft ist durchschnitten und sie lebt, als wäre nichts geschehen;

diese Menschen scheinen fähig, ohne Hirn und Müdenmark zu existieren, sie vermögen mit den Hühneraugen zu denken, mit dem Spazierstock zu atmen und mit der Hofentafel zu essen. Das Gebäude des Staates ist durch den Streit in seinen Grundvesten erschüttert und man haust ruhig weiter in ihm; es steht auch ohne Fundament und es hält zusammen, ob auch die Balken von ruchloser Hand durchsägt worden sind.

Lebensnerv — Grundveste — Fundament, niemand ist mehr im Zweifel, wovon wir reden. Lebensnerv und Fundament der menschlichen Gesellschaft ist selbstverständlich die — Unternehmerintelligenz. Ohne sie kann der Staat nicht existieren, sie beseitigen wollen, heißt die Welt einer anarchischen Barbarei ausliefern, der Herrschaft zügelloser Hummerhorden. Und nun hat sich das Ungeheure begeben: die Unternehmerintelligenz ist nicht in blutiger Revolution ausgerottet worden, sie selbst hat sich den Vernichtungskrieg erklärt. Wir schilderten ja den — — Streit der Unternehmerintelligenz!

Die „Chefs“ haben die Arbeit niedergelegt. In den Fabriken, den Kaufhäusern, den Ministerien zeigt sich keine Spur von Unternehmerintelligenz mehr. In den Bädern laugern sie, erkauf von der Landflucht der städtischen Bourgeoisie. Die Chefs sind vereint — einer der gefählichsten Auswüchse der Freizügigkeit. Die Unternehmerintelligenz weist sich dem Gottesdienste ihrer unnenbaren Krankheiten, sie badet warm und kalt, kristallklar und moorbraun, sie ist beflissen, möglichst niedrig und möglichst hoch über dem Meeresspiegel nichts zu thun, und auch die besondere Gattung der Unternehmerintelligenz, die Staatsunternehmerintelligenz, die von den Ministern dargestellt wird, leult am Gesundbrunnen des Geschick ihrer Dürne und ihrer Vöfker.

Die Unternehmerintelligenz streift und niemand — vernißt sie. Offenbar giebt es eine Art geschmückter Gesundheits-Accumulatoren, in der die Unternehmerintelligenz aufgespeichert werden kann. Und wenn die persönlichen Träger dieser Grundbedingung der menschlichen Gesellschaft dann die Arbeit einstellen und verreisen, dann bedienen sich die verwaisten Angestellten, die auch im Sommer Arbeitswilligen, der in den Accumulatoren angesammelten Kraft — und das rastlos schwirrende Getriebe arbeitet fort, auch ohne Chefs. Benjizenz hat uns die Accumulatorengeschichte dieser Tage der Portier eines Ministerhotels erzählt, als wir ihm das Rästel unterbreiteten, wie es möglich sei, daß die Welt sich fortbewege, obwohl Ihre Excellenz zur Zeit sich ausschließlich ihrer Stangestionen und ihrer Dyspepsie widme. Und sein Freund, der bei Kommerzienrats Kutcher ist, bestätigte diese Lösung des Problems für das Gebiet des Handels und der Industrie. „Schade, daß sich nicht auch Portier- und Kucherbthätigkeit berart auf Accumulatoren ziehen läßt“ — bemerkten wir ehrerbüchig. Die Mienen unserer beiden Gewährsmänner schilleren plöylich in's Lächer-Nachdenkliche und wir verließen unsere Volkswirtschaftswissenschaften mit dem anslagenden Gefühl, auch in ihren zufriedenen Seelen sei die Giftthat aufgegangen und die schamlose Meinung: Nichts sei so belanglos wie ein Streit der Unternehmerintelligenz, weil nichts so — entbehrlich ist, wie dieses — Extremum des Kapitals.

Indessen wir würden kein Wort über diesen Streit verlieren, wenn wir armen Arbeitswilligen wenigstens terrorisiert würden. Wir schwächen und ledzen nach Terrorismus. Je mehr, je besser. Aber die Streitenden hüten sich, uns zu terrorisieren — und wir Arbeitswilligen bleiben an die Scholle, die zumzeit ein schmütziger Fußboden ist, gefettet. Es ist ein säwacher Trost, daß wir uns, wie alljährlich, von den scharfhaften Plaudermännchen der Lokal-anzeiger vorreden lassen müssen, wie es daheim, in der schönsten Stadt der Welt, just in den Hundstagen am allerhöchsten sei, wie man alles bei uns besser und vollständiger habe als draußen in den „erkflaffigsten“ Wadelöchern.

Gewiß, wenn gerade das Schicksal zum Dreifsträger bestimmt hat, der kann auch in Berlin die aufrengendsten Hochgebirgstouren unternehmen. Die großstädtische Technik ist so weit vorgeschritten, daß jeder Mann sein eigenes Seebad ist, wenn jeder-mann nämlich bei 20 Grad Steine schleppt und in seinem Schweiß ein lauridieses Bad nimmt. In den Hinterhäusern der Fabrik- und Geschäftsviertel, wo in die mit den Verhängen von Jahrzehnten romantisch ausgestatteten Fluren niemals natürliches Tageslicht scheint, wo der ausgebrannte Kohlenaden einer Glühbirne magisch sein melancholisch-röthliches Licht spendet, da mag man sich wohl wie in den kühlen Felshöhlen fühlen, in denen der Auen-span fladert. Die Leipzigerstraße erhebt die herrlichste Air-promenade, und wenn gerade ein Wasserrohr geplatzt ist, dürfen wir sogar meermischlungen schwärmen. Ader- oder Stralaufrage bilden die schönsten natürlichen Kinderpielplätze, und die Marktpassen bieten weit mehr als die sogenannte Natur, weil Obst, Fleisch und Fisch hier viel bequemer zugänglich sind, als wenn diese guten Dinge an hohen Bäumen hängen, von ungeberdigen Oesen getragen werden oder in unwegsamem Wasser schwimmen. Ein guter Sperling in der Markthalle ist uns lieber, als eine leberdige Taube auf malerischem Strohdach. Die elektrischen Wagen sorgen auch bei uns für die nötige spannende Lebensgefahr, ohne die für den sportslustigen Zufahrer der Unternehmerintelligenz jede Spur unvollständig wäre. Und endlich: dieser Reichtum an landschaftlichen Schönheiten und malerischen Echnungen! Wenn am Abend nach glühendem Tage sich der dicke gelbliche graue Dunst über den Straßen zusammenballt, als ob die überheißte Hölle aus ihren Ventilen Schwefeldämpfe hat ausströmen lassen, wenn selbst

das elektrische Licht in diesen zähen Nebeln erstickt und das süßige schmale Geseidel, das aus den siedenden Spekulien der zarten Hände atemlos hervordringt, gedämpft wird, als käme es aus unendlicher Ferne — und wenn in diesem erstidenden Dämmer schwimmende Menschen gespensterhaft huschen und gleiten und die brennenden Leiber in tranken, schwellen Gefäßen verwidern — wer wäre dann noch so froh, den Wusch zu hegen, von den Streifenden vergewaltigt zu werden — nur für ein paar Tage, ein paar Tage, um reine Luft zu atmen und Stille, einsame, tiefe Stille . . .

Seid guten Mutes und geduldet Euch. Bald werden Eure lässlichen Wünsche überirrossen werden. Denn wir müssen unmittelbar vor den herrlichen Sommertagen stehen, an denen die wieder fällige orientalische Frage emporlodert, und dann fehlt uns nichts mehr, auch uns Arbeitswilligen in Berlin nicht! —
 Joe.

kleines Heuileton.

Ik. Eisenbahn-Flora. Die Vegetation hat jetzt ihren Höhepunkt erreicht. Das sieht man nicht nur, wenn man durch Wald und Wiesen wandert, oder am Rande der Acker hinäusweicht und prächtige Feldblumenstränge bindet, sondern auch auf einer Eisenbahn-Fahrt, wenn man die Augen durch das Wagenfenster über die blütenbesetzten Wäldchen des Bahndammes schweifen läßt.

Der Mensch bietet der Pflanzwelt ständig neue künstlich bereitete Standorte dar. Zwar die beackernten Gebiete kommen hier weniger in Betracht, denn hier siegen in den meisten Fällen die gehegten und gepflegten Kulturfrüchte über die eindringenden Pflanzenschädlinge. Aber die Mäander neugeschaffener Wege und Chauffeen, die Wäldchen der Eisenbahnen und derartige Gebiete, bei denen es dem Menschen meist gleichgültig ist, ob und welche Pflanzen sich auf ihnen ansiedeln, geben den Gewächsen immer wieder Gelegenheit, bei der Besetzung und Behauptung solcher Flächen ihre Kräfte zu messen. Dieser Prozess ist an Weg- und Chauffeerändern gewöhnlich in wenigen Jahren vollendet und führt zur Bildung eines festen Bestandes an Pflanzen, der dann mit den Jahren unter normalen Verhältnissen kaum noch merkbare Veränderungen erleidet.

Außerdem an Eisenbahndämmen! Durch die ständigen, immer wiederkehrenden Gleisansicherungen, durch die Anlegung neuer Geleise und Stationen und infolge der Abtragungen der obersten Erdschichten, welche Regenflüsse auf den stärker geneigten Wäldchen bewirken, entstehen immer wieder neue pflanzenlose Flecke als Krampflöcher. Infolgedessen ist die Flora der Eisenbahndämme vielleicht die wechselvollste, der wir überhaupt begegnen. Das schließt nun aber nicht aus, daß dennoch eine Reihe von Pflanzen bei uns und überhaupt in der Mark und in Norddeutschland so ziemlich allen Eisenbahndämmen gemeinsam ist und ihnen ein eigenartiges Gepräge giebt. Der Gründe hierfür giebt es mehrere. Zunächst die Gleichmüdigkeit des Bodens, das in den meisten Fällen aus nährstoffarmem, lockerem Kies und Sand besteht und fast immer nur über wenig Wasser verfügt. Ferner der Schattmangel, die Sonnenhitze der meisten Wäldchen. Dann aber hat das Zusammenhängen des gesamten Eisenbahnnetzes zur Vereinfachung der Eisenbahn-Flora vielleicht am meisten beigetragen. Wie gewisse Wasserpflanzen einen Strom überallhin begleiten und meist auch in allen seinen Nebengewässern zu finden sind, so haben gewisse Landpflanzen das Eisenbahnnetz sich zu Hilfe gemacht. Sehr bezeichnend ist, daß Ausländer auf den Wäldchen eine große Rolle spielen.

Gegenwärtig blüht an allen Bahndämmen die Nachfolge, eine hohe aufrechte Pflanze mit zahlreichen schönen gelben Blüten, die oft so dicht zusammen wächst, daß die Wäldung strodenweise gelb gefärbt erscheint. Diese nordamerikanische Pflanze ist 1619 bei uns aus einem botanischen Garten entwichen und inzwischen längst bei uns heimatsrechtlich geworden. Um die gleiche Zeit und ebenfalls aus Nordamerika kam ein Same der kanadischen Dürnwurz zufällig in einem ausgestopften Vogelbalg nach Europa, wo sie Gelegenheit fand zu keimen und sich bald außerordentlich rasch verbreitete. In der Ausbreitung der Eisenbahndämme sucht sie ihresgleichen. Die schmale fleißig aufrechte, borstige Pflanze, die oben eine dichte Rispe mit zahllosen unscheinbaren Körbchenblüten trägt, findet man zwar vom Juli bis in den Winter überall an trockenen Wegen, Chauffeen, selbst auf Dächern mitten in Berlin, aber nirgends in solchen Massen wie am Eisenbahndamm. Ein Eisenbahndamm ohne die Dürnwurz ist geradezu undenkbar geworden.

Noch andere Fremdlinge haben sich mit Nutzen der Bahndämme bedient und sind auf ihnen als blinde Passagiere weitergereist, doch erreichten sie nicht die Massenhaftigkeit der Dürnwurz und der Nachfolge. Genannt zu werden verdient jedoch noch das Frühlingskrenzkrant, in Verordnungen, die seiner Ausrottung gewidmet sind, auch mit dem Vorkommen „Wucherblume“ belegt. Dieser spinnwebartig wollige, gelbblichende Korbblütler ist von Rußland her seit 1822 zu uns eingewandert und auf unaußhaltamer Wanderung nach dem Westen begriffen. Im Frühjahr verwandeln die Blumen oft ganze Felber in gelbe, dem Landmann verhasste Teppiche, aber auch die Eisenbahndämme werden von der Pflanze bevorzugt. Sehr verbreitet ist, besonders um die Berliner Ring- und Vorort-Bahnhöfe, gegenwärtig der ungarische Maukenkuss, der mit ungarischen Getreide eingeschleppt wurde und zweifellos immer größere Ausdehnung gewinnen wird. Man erkennt die Pflanze leicht an ihrer Keifigkeit und den zahlreichen gelblichweißen Blüten mit Kreuzweis gestellten vier Blumenblättern.

Von den ursprünglich einheimischen Pflanzen gehört vor allem der bekannte blaue Natterkopf zu dem eisernen Bestande unserer Bahndammflora. Mit den von der Nachfolge gelb gespreitelten Flächen wechseln dicke blaue Bestände des Natterkopfes ab. Auf der Fahrt von Berlin nach Erkner z. B. kann man diesen beständigen, wenn auch unregelmäßigen Wegfeld bequem verfolgen und feststellen, daß blau und gelb die Hauptfarben bilden. Blau blühende Arten von Ehrenpreis und vor allem Glockenblume und Salbei, während gelb von Königskerzen, Leintraut, Johanniskraut, Steinflechten, von Ananiskeln, Labkräutern, Fünffingerkräutern, Strohblumen, Habichtskräutern und den dichten blühenden Nasen des Mauerpfeffers zur Schau getragen werden. Stark verbreitet ist auch das Weiß, das vornehmlich die Blüten der Aderwinde ziert. Diese Pflanzen klettert im Getreide an den Halmen empor; am Bahndamm fehlen ihr meist so günstige Stützpunkte, so daß sie sich flach am Boden zwischen den Gräsern hinschlängelt und die Blüten dicht über dem Boden entwidelt, wo sie den grünen Teppich sehr anmutig schmücken. Weiß sind auch die unscheinbaren Blüten der Berteroa, eines an Bahndämmen überaus verbreiteten Kreuzblütlers, für den dennoch kein Volksname bekannt ist; ferner Schafgarbe, Lichtnelke, das weiße Labkraut und die schon erwähnte kanadische Dürnwurz. Ueberall streichen die knallroten Stamen zweier Mohrarten hervor und die roten Köpfe der Aderdistel und besonders der nickenden Distel, deren große Köpfe übergeneigt sind. Auch die Carthagenelke häuft hier und da ihre schön roten Blüten.

Nicht unwichtig ist in dem Wilde der Bahndämme die Rolle, die das Gras in ihr spielt. Mit dem Aderfarn und dem Heidekraut steigt aus den angrenzenden Ackerwäldern die Waldschmelze hier und da auf die Bahndämme herab. Eine große Verbreitung besitzen hier auch die Lisch- und Fuchsschwanzgräser, Honiggras und Ruchgras, das hohe fleise Hügelrohr, Trespenarten und die niedrige, stets in großer Anzahl beisammenstehende, unscheinbare Mäusergerste. Auf der oben bezeichneten Bahnstrecke tritt von allen Gräsern am massenhaftesten die sogenannte taube Tresse auf, deren kühnende braunrotliche Blütenrispen an vielen Stellen so dicht den Abhang überziehen, daß sie ihm ihre Farbe verleihen. Die mehr feuchtigkeitsliebenden Gräser siedeln sich in den grabenartigen Vertiefung zwischen Bahntörper und Wäldung an, wo sich zwischen den zahlreichen Weidenbüschen eine wiesenartige Flora mit dem rundblättrigen Friedlos, dem kriechenden Rahmensfuß u. dgl. ausbildet. Auch Binjen und Seggen finden sich hier ein.

Wenn der Zug sich einem Bärtehaufe nähert, treten gewöhnlich einige neue Elemente in der Flora auf, die teils aus den Gärten der Bahnwärter entspringen sind, wie der Gartenmohn, teils aus sogenannten Ackerpflanzen bestehen, Gewächsen, die mit Vorliebe die Nähe menschlicher Wohnungen und Lagerplätze größerer Tiere aufsuchen, weil der Boden hier infolge der animalischen Abfallstoffe stark mit Stickstoff angereichert ist, dessen die Naturpflanzen sehr bedürfen. Hierzu gehört vor allem die in großen Wäldchen auf den Dämmen und an den Heden der Bahnwärter aufstrebende große Brennnessel. —

Kräuterkunde.

— Eine griechische Donche aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. Eine merkwürdige Vase ist vor kurzem in den Besitz des Louvre gekommen. Sie stammt aus Böotien und hat eine ganz einzigartige Form und Struktur. Es ist eine kleine eiförmige schwarzglänzende Thonvase, die reich im Stil des 6. Jahrhunderts v. Chr. decoriert ist. Oben ist sie ganz verschlossen, dagegen ist ihr Boden von zahlreichen kleinen Löchern durchbohrt. Ferner ist ein großer gebogener Henkel angebracht, der hoch ist und mit der inneren Höhlung in Verbindung steht. Der Gebrauch und die Handhabung dieser seltsamen Geräte war bisher unerklärt. Clermont Gaumeau zeigt nun in dem neuen Heft der „Comptes rendus“ der Pariser Academie des Inscriptions, daß es sich hier um ein Badegerät handelt, das zu Douchen gebraucht wurde und etwa dem „amerikanischen Schwamm“ entspricht, den man von nun an richtiger „böotischen Schwamm“ nennen könnte. Um sich dieses Gefäßes zu bedienen, tauchte man es zunächst, indem man es am Henkel hielt, in einen großen Wasserbehälter. Die Flüssigkeit drang dann durch die Löcher des Bodens und trieb in demselben Maße die im Innern des Gefäßes enthaltene Luft hinaus, die durch ein kleines Loch, das zu diesem Zweck am oberen Ende des hohen Henkels angebracht war, entwich. War die Vase einmal gefüllt, so schloß man dieses kleine Luftloch durch Auflegen des Daumens, und nun konnte man das volle Gefäß aus dem Wasserbehälter ziehen und dahin bringen, wo es gebraucht wurde, ohne daß infolge des Druckes der atmosphärischen Luft auch nur ein Tropfen Wasser entwich. Es genügte darauf, den Daumen zu heben, und so den Verschluß des Henkellochs zu befeitigen, um ein sofortiges Auslaufen durch die Löcher des Bodens zu erzielen. Das Wasser spritzte wie ein Regen heraus, und man hatte eine richtige Douche, die nach Belieben des Badenden, durch das einfache Mittel, den Finger auf das kleine Loch aufzulegen oder ihn aufzuheben, unterbrochen oder fortgesetzt werden konnte. Sehr wahrscheinlich ist es, so glaubt Clermont Gaumeau, daß die durch den Druck des Wassers herausgestoßene Luft beim Entweichen durch das Luftloch einen mehr oder weniger starken Ton hervorruft, was es uns ermöglichen wird, genau denselben Ton, der vor 2600 Jahren die Ohren der Griechen traf, wiederzuerwecken. —

Aus der Urzeit.

ss. Das Ei eines ausgestorbenen Straußen ist kürzlich in China gefunden worden. Es ist erst das zweite Exemplar des Eies einer ausgestorbenen Vogelart. Das erste Stück wurde im Jahre 1857 bei Malinowka im russischen Gouvernement Cherson entdeckt, wo es in einem angeschwollenen Bache, der hinter einem Mühlentwehr eine Auspflügelung veranlaßt hatte, im Wasser treibend bemerkt wurde. Nur die Trümmer gelangten endlich in das Petersburger Museum, wo man sie, so gut es gehen wollte, wieder zusammensetzte. Der berühmte russische Erforscher der ausgestorbenen Säugetiere, Wandt, widmete dem Ei eine besondere Abhandlung im Bulletin der Petersburger Akademie der Wissenschaften, und Nathusius beschrieb es im „Zoologischen Anzeiger“. Das jetzt gefundene zweite Exemplar soll mit dem russischen fast ganz übereinstimmen. Es ist 18 Centimeter lang und fast 15 Centimeter breit und besitzet einen Rauminhalt von 1897 Cubikcentimeter, das russische Ei war eine Kleinigkeit größer, da sein Inhalt 2200 Cubikcentimeter betrug. Die Schichten, aus denen das chinesische Ei, das übrigens von einem Eingeborenen in einem kleinen Dorfe von Nordchina gefunden wurde, stammt, sind zweifellos diluvialen Alters, wie auch die entsprechende russische Ablagerung. Der Strauß, von dem diese beiden Eier stammen, lebte also etwa gleichzeitig mit der großen Eiszeit und muß, nach der weiten Entfernung der beiden Fundorte zu urteilen, eine ausgedehnte Verbreitung vom südlichen Rußland bis nach Ostasien besessen haben. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Eine Erkrankung der Quitte, die man bisher vielfach fälschlich unter dem Gesamtbegriff „Monilia“ zusammenfaßte, ist, nach „Haus, Hof, Garten“, jetzt von Schellenberg in Zürich untersucht worden. Der Pilz, der die in der Schweiz vielfach vorkommende Krankheit hervorruft, hat mit der Monilia nichts zu thun. Man hat ihm jetzt den Namen Sclerotinia Cydonias gegeben. Sein Mycel überwintert in den davon befallenen Zweigen, und die im Sommer sich bildenden Sporen zeichnen sich durch einen schönen Mandelgeruch aus. Durch diesen Geruch werden vielfach Bienen und andere Insekten angelockt, die sich mit den Sporen bestäuben und so für deren Verbreitung sorgen. Hier werden also Insekten zu einer bösen Arbeit verwendet, in ähnlicher Weise, wie sie sonst auch die Bestäubung d. h. die Uebertragung des Blütenstaubes auf die Narbe einer anderen Blüte besorgen; und wie die Blüten mancherlei Lockmittel für die Insekten haben, damit diese die Verbreitung der Pollen übernehmen (Farbe, Geruch, Nektarien u. dgl.), so hat auch dieser Pilz ein ähnliches Lockmittel. Auch auf der Nussel befindet sich ein ähnlicher Pilz, aber nicht dieselbe Art. —

Astronomisches.

— Die Temperatur des Mondes, über die von verschiedenen Forschern bisher meist noch sehr verschiedene Vermutungen aufgestellt wurden, ist neuerdings von Frank W. Bery zum Gegenstand einer Untersuchung gewählt worden. Er findet, wie die Monatschrift „Himmel und Erde“ berichtet, eine durchschnittliche Vollmondtemperatur von +97° C. Entgegen der früher vielfach geäußerten Meinung, daß der Mangel einer Atmosphäre auf dem Monde jede erhebliche Erhöhung der Oberflächentemperatur trotz intensiver Sonnenstrahlung ausschließen dürfte, glaubt also Bery doch auf eine infolge der langen Tagesdauer (beinahe vollständig dauernd der Sonnenseite an jedem Punkte der Mondoberfläche volle vierzehn unserer Tage) fast bis zum Siedepunkt des Wassers steigende Erhitzung der Mondoberfläche schließen zu müssen, die allerdings bei Vorhandensein einer Atmosphäre noch erheblich steigen würde. Sicherlich folgt der hohen Mittagstemperatur während der vierzehntägigen Nacht bei der durch nichts gehinderten Ausstrahlung der Wärme in den Weltraum eine enorme Abkühlung, welche bis nahe auf die Temperatur des Weltraums zurückzuführen muß. —

Technisches.

— Die alte römische Wasserleitung in Susa soll, wie der „Voss. Ztg.“ aus Tunis mitgeteilt wird, wieder in Stand gesetzt werden, um sie zu der immer nötiger werdenden Versorgung der Stadt mit Trinkwasser heranzuziehen. Es ist ein gewaltiges Werk, das die Römer hier geschaffen hatten und dessen Ausdehnung noch gar nicht bekannt ist, indem es aus einem 1,90 Meter hohen, 0,90 Meter breiten, jetzt 10–15 Meter unter dem Erdboden liegenden gemauerten Kanal besteht, der sich auf der Straße von Kaala-Sghira unterirdisch das Thal entlang zieht und der, da es in größerer Entfernung keine Quellen zu fassen giebt, dazu bestimmt war, das Filtrationswasser des Thales zu drainieren. In der That ist der Kanal aus trockenem Gestein, von Sand umgeben, zwischen durchlässigen Lehmschichten erbaut. In der Länge von 4 Kilometer von Susa aus ist er in gutem Zustande, bedarf keiner Ausbesserung und liefert schon eine allerdings geringe Menge guten Trinkwassers. Man nahm ohne Grund lange Zeit an, daß die Kanalisation sich nicht weiter erstreckte, weil der letzte Teil derselben durch einen dickflüssigen Schlamm verstopft war, der das Wasser zu rinnen verhinderte. Jetzt hat man ihn fortzuschaffen be-

gonnen und sich von der Unrichtigkeit der früheren Annahme überzeugt. Immerhin wird der Kanal, soweit er sich auch noch erstrecken mag, nicht für eine anwachsende Stadt wie Susa genügen, er wird es aber den Einwohnern erleichtern, auf die Ausführung des großen Planes zu warten, der die Herbeiführung des Wasser des Marguelitflusses zum Zweck hat. —

Humoristisches.

— Eine Respektsperson. „Na, Papi, vor wem in Eurer Klasse habt Ihr den meisten Respekt?“
 „Vor dem Holzer-Franz!“
 „Der lernt also am bravsten?“
 „O nein — aber der weiß ein Loch im Cirkus, durch das man die Vorstellung famos sehen kann!“ —
 — Frommer Wunsch. Junges Mädchen (zur Freundin): „... O, auf den Sekretär hab' ich einen Niesenzorn!... Den wenn ich heiraten könnt!“ —
 — „Kuriös.“ Baron: „Na, Graf, wie gehts denn in Ihrer jungen Ehe?“ — Graf (schon bedenklich alt): „Kuriös, zu kurios! Meine Frau liebt mich!“ — (Flieg. Bl.)

Notizen.

— Von bekannteren Berliner Künstlern werden nach dem „V. Z.“ die Pariser Weltausstellung besichtigen: Ludwig Knaut, Josef Scheurenberg, Eugen Wacht, Professor Max Koner, Adolf Menzel, Flicke und wahrscheinlich auch Anton v. Werner, der aber keines von seinen „specifisch vaterländischen“ Bildern ausstellen darf. Auch Künstler der Secession werden sich an der Pariser Ausstellung beteiligen, vor allem werden vertreten sein: Professor Max Liebermann, Oskar Frenzel und Ludwig Dettmann. —
 — Wir erwähnten, daß das Wiener Burgtheater im letzten Spieljahre 341 000 Gulden Deficit hatte. Im Anschluß daran ist folgende Liste der Zuschüsse von Interesse, die andere Hoftheater beanspruchen: Die Wiener Oper 300 000 Gulden, das Prager deutsche 80 000 und das Prager tschechische Theater 100 000 Gulden; die preussischen Hoftheater losien über 1 1/2 Millionen Mark jährlich, die sächsischen Hoftheater 480 000 M., das bayrische Hoftheater 250 000 M., ebensowohl die dortige Hof-Musikintendant; das Stuttgarter Hoftheater reicht mit 250 000 M. Zuschuß nicht. —
 — Zur Erlangung von Entwürfen für die Kunstgewerbe- und das Kunstgewerbe-Museum in Dresden ist ein Wettbewerb ausgeschrieben worden. Drei Preise von 2500, 2000 und 1500 M. sind festgesetzt. Die Entwürfe sind am 1. November in der Dresdener Kunstgewerbe-Schule einzureichen. —
 — Ein Kongreß von Bibliothekaren und Chemikern, der sich mit der Erhaltung alter Handschriften beschäftigen soll, wird wahrscheinlich in diesem Jahre in Einsiedeln (Schweiz) abgehalten werden. Der Vatikan, in dessen Bibliothek viele wertvolle Handschriften unrettbar verloren sind, wenn nicht ein Verfahren zu ihrer Erhaltung gefunden wird, hat die Anregung dazu gegeben. —
 — Aus der Bibliothek des Kremsier Klosters ist ein daselbst entdecktes Exemplar des Murmelius'schen lateinisch-deutsch-magyarischen Wörterverzeichnis (1553 gedruckt) dem ungarischen Nationalmuseum als Geschenk übergeben. Es ist dieses Werk das erste ungarische Wörterbuch und das dritte ungarische Druckwerk. Bisher kannte man nur das Exemplar des Schwager Klosters in Tirol. —
 — Der Handelsgärtner A. Chwoika in Esseg (Slavonien), der seit zwei Jahren blaue blühende Rosen kultiviert, schreibt an die „Illust. Flora“: Von besteremdeter Seite ging, seiner Zeit aus Serbien die Nachricht zu, daß dort blaue blühende Rosen wildwachsend sich vorfinden, und zur Verkräftigung dessen wurde uns ein Exemplar überhandt, das die Angaben vollaus bestätigte. Die Blüte zeigte ein prachtvolles Veilchenblau, war halbgefüllt, jedoch vom Transport leider arg mitgenommen, sodas auch die Knospen, welche die blaue Farbe schon zeigten, abgestoßen wurden. Wir haben uns danach — vor zwei Jahren — diese Rose bringen lassen und in Kultur genommen und wollen nun abwarten, ob dieselbe nur im Moorboden ihres Auffindungs-ortes oder auch in unserem blau blüht und konstant bleibt. Die Rose ist sehr hart, kräftig gebaut, saftig dunkelgrün, belaubt, und das festgebauete Blatt zeigt auf der Sonnenseite einen bläulichen Schimmer. Das junge Holz ist mit kleinen roten Stacheln besetzt, die sich später verlieren; daher ist die Rose dornlos. —
 — Einen vorzüglichen Kitt für Porzellan und Steingut soll man nach einem französischen Rezept in folgender Weise erhalten: Man mischt 20 Gramm Fischleim mit dem gleichen Gewicht kristallisierbarer Essigsäure und dampft das Gemisch vorsichtig bis zu syrupartiger Konsistenz ein, so daß es beim Erkalten eine gallertartige Masse bildet. Im Bedarfsfalle wird der so erhaltene Kitt durch Erwärmen wieder flüssig gemacht und mit dem Pinsel auf die Bruchstellen aufgetragen. Die Bruchstücke werden nun zweckmäßig durch straffes Umwinden mit Bindfaden fest zusammengepreßt, bis der Kitt erhärtet ist. —